



Uta Klein

Militär und Männlichkeit in Israel

In der israelischen Gesellschaft werden Angehörige der Armee nicht einfach als Soldaten betrachtet. In den Zeitungen, bei Fernsehsendungen und bei Gesprächen auf der Straße heißt es *unsere Kinder* und – trotz der Wehrpflicht für Frauen - noch häufiger *unsere Söhne*. Werden Soldaten bei Zusammenstößen getötet, erscheint am nächsten Tag ihr Bild in den Zeitungen. Es wird darüber berichtet, aus welchem Ort sie stammen und wer ihre Eltern sind. Als vor einigen Jahren siebzig junge Männer auf dem Weg zum Einsatz im Libanon ums Leben kamen, weil die beiden Transporthubschrauber kollidierten, wurden sie von den Zeitungen in Überschriften als *Die Besten unserer Jungs* oder *Unsere besten Jungs* bezeichnet. Es zeigt sich hier das Verhältnis der Gesellschaft zu *ihren* Soldaten: sie sind Teil des Kollektivs.

Umgekehrt war in Israel bislang die Motivation zum Wehrdienst und zum Einsatz in Kampftruppen extrem hoch. Der Wehrdienst ist Bestandteil des Übergangs in die männliche Erwachsenenwelt und gilt als *Recht* des Einzelnen, die Zugehörigkeit zur Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen.

Warum Militär und Männlichkeit in der israelischen Gesellschaft verknüpft sind oder besser: warum Wehrhaftigkeit ein zentrales Element des Männlichkeitsbildes ist, wirft Fragen auf. Hat doch Israel bei der Staatsgründung die Wehrpflicht auch für Frauen festgeschrieben und ist damit das einzige westlich orientierte Land, in dem (jüdische) Frauen der Wehrpflicht unterliegen. Trotzdem haben sich die Geschlechterbilder, die Geschlechtersymbolik, die Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft nicht geändert. Die Beschützer, die Verteidiger sind männlich: die Gedenkstätten, in denen in jedem Kibbuz, jedem Ort und jeder Stadt der in Uniform gestorbenen Soldaten und Soldatinnen gedacht wird, heißen *Yad le'banim*, zu deutsch *Haus der Söhne*.

1 Kindheit, Adoleszenz und Militär in Israel

Der Militärdienst ist in Israel *das* Thema, das mit Erwachsenwerden verbunden ist. Aus zahllosen Gesprächen oder Aufzeichnungen wird deutlich, daß die Reaktion der Eltern auf die Geburt einer Tochter mit einer gewissen Erleichterung einhergeht, während den Eltern bei der Geburt eines Sohnes bewußt ist, daß er in achtzehn Jahren beim Militär und vielleicht sogar in einer Kampffunktion tätig sein wird. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß das Aufwachsen von Jungen (weniger stark von Mädchen) in der israelischen Gesellschaft „von der Tatsache bestimmt ist, daß sie von Geburt an dazu bestimmt sind, Soldaten zu sein“ (Mazali 1993: 2).

Warum der Geschlechterunterschied?

Dies hat zunächst mit den unterschiedlichen gesetzlichen Regelungen zu tun. Jüdische Frauen wie Männer unterliegen der Wehrpflicht. Von der arabischen Bevölkerung sind nur drusische Männer wehrpflichtig, Beduinen und arabische Christen können freiwillig zum Militär gehen. Der große Teil der arabischen Bevölkerung, nämlich die moslemischen Palästinenser und Palästinenserinnen sind weder wehrpflichtig, noch konnten sie bisher freiwillig Militärdienst ableisten.¹ Insofern beziehen sich die folgenden Überlegungen vorwiegend auf das jüdische Kollektiv.

¹ So können arabische Männer durchaus als marginalisiert in der hegemonialen Struktur betrachtet werden (vgl. Klein 1997).



Jüdische religiös-orthodoxe Männer können auf Antrag vom Wehrdienst befreit werden, solange sie in einer Jeschiwa (Thoraschule) lernen. Jüdische Frauen dagegen werden vom Militärdienst auf Antrag befreit, wenn sie sagen, daß sie religiös seien (ihr Anteil beträgt etwa 25 Prozent jedes Jahr). Frauen sind automatisch nicht wehrpflichtig, wenn sie verheiratet (sic!) oder Mutter sind.

Wieviel Prozent einer Alterskohorte vom Wehrdienst erfaßt wird, ist ein Politikum und reale Zahlen sind schwer erhältlich. Eine offizielle Zahl besagt, daß 65 Prozent der Frauen und an die 95 Prozent der Männer eingezogen werden. Anders sieht es aus, wenn geschaut wird, wieviel den gesamten Militärdienst durchlaufen: in einer Studie heißt es, daß nur 15 Prozent der Frauen, aber 80 Prozent der Männer die gesamte Zeit ableisten (Cohen 1997).

Männer unterliegen zudem bis zu einem Alter von über 50 Jahren der Reservendienstpflicht (in Kampftruppen bis zum Alter von 45), der sie in nicht wenigen Fällen einmal jährlich für mehrere Wochen nachkommen.

Entscheidend für die Dichotomie zwischen (männlichen) Beschützern und (weiblichen) Beschützten der Gesellschaft ist das Verbot von Kampffunktionen für Frauen, das seit Staatsgründung bis Anfang des Jahres 2000 galt.

Exkurs

Die Macht der Geschichte und ihrer Interpretation

Von enormer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang das kollektive Gedächtnis.

Geschlechterbilder einer Gesellschaft sind nicht losgelöst von der Geschichte der jeweiligen Kultur zu denken. Die spezifische Interpretation der eigenen Geschichte erklärt, warum es in Israel die *Männlichkeit* ist, die mit einem Ethos der *Wehrhaftigkeit* verbunden ist. Dieser Zusammenhang soll hier zumindest kurz angerissen werden.

Maurice Halbwachs (1992 [1925]), der bereits früh eine Soziologie des Gedächtnisses unternahm, zeigte, inwiefern die gegenwärtige Situation die Perzeption der vergangenen Geschichte beeinflusst und er unterschied zwischen kollektivem Gedächtnis (als Konstrukt) und Geschichtsschreibung. Nun wird freilich auch die Geschichtsschreibung selbst als Rekonstruktion der Vergangenheit von den Interessen des jeweiligen Kollektivs geleitet und dient meistens dazu, die gegenwärtige Situation einordnen zu können.

Das kollektive Gedächtnis periodisiert die eigene Geschichte. Die Vergangenheit wird in Hauptetappen unterteilt. Da eines der Schlüsselthemen in der jüdischen Geschichtsschreibung die Dialektik zwischen Macht und Machtlosigkeit ist (vgl. Biale 1994), stehen in der israelischen Geschichtsschreibung bis heute jene Etappen im Vordergrund, in denen Helden das jüdische Volk verteidigt oder gerettet haben. Die Jahrtausende des Exils werden ausgespart, da sie als Synonym für die Machtlosigkeit des jüdischen Volkes betrachtet werden (Zerubavel 1994). Jan Assmann (1988) unterscheidet zwischen dem *kommunikativen* Gedächtnis, das auf Alltagskommunikation beruht und über einen beschränkten Zeithorizont verfügt, und dem *kulturellen* Gedächtnis, das durch Alltagsferne des Zeithorizonts gekennzeichnet ist. Das kulturelle Gedächtnis bezieht sich auf "Fixpunkte". Gemeint sind "schicksalhafte Ereignisse der Vergangenheit, deren Erinnerung durch kulturelle Formung (Texte, Riten, Denkmäler) und institutionalisierte Kommunikation (Rezitation, Begehung, Betrachtung) wachgehalten wird" (Assmann 1988: 12). Assmann spricht von "Erinnerungsfiguren". Welche „Fixpunkte“ ausgewählt werden, unterscheidet sich nach Gruppen und nach Zeit. Jede Gesellschaft verfügt über einen ihr "eigentümlichen Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, Bildern und Riten" (ebd.: 16), der ein kollektiv geteiltes Wissen ausdrückt und zugleich prägt. Die nationalistische Interpretation jüdischer Geschichte durch die zionistische Bewegung um die vergangene Jahrhundertwende wandte sich gegen vermeintliche und tatsächliche negative Charakteristika



des Diasporalebens, um eine nationale Renaissance zu inspirieren. In der "Gegengeschichte" wird an Rebellen und kämpferische Helden angeknüpft. Die Helden der jüdischen Geschichte waren Kämpfer wie Bar-Kochba oder die Makkabäer.² Die Gegengeschichte bezog sich auf solche historischen Ereignisse, die der Geschichte der Verfolgung etwas entgegensetzen und damit zur Ausbildung einer nationalen Würde und eines nationalen Willens beizutragen hatten. Die zionistische Bewegung wollte den *neuen Juden* schaffen; dieser wurde als *neuer Mann* gedacht. Ihn stellte sie sich als Gegenbild zu den jüdischen Männern in der Diaspora, vor allem den jüdischen Männern in den osteuropäischen Shtetl, vor. Diese lebten ihrer Ansicht nach in Würdelosigkeit und Finsternis, sie waren schwach und ängstlich (so Herzl und Nordau u.a.).³ Zusammengefaßt ist Zionismus in der historischen Perspektive ein Diskurs über Männlichkeit.⁴ Der Ethos maskuliner Ideale wurde durch die Ermordung von sechs Millionen jüdischen Menschen durch die Nationalsozialisten verstärkt. Die Shoah wurde zum Inbegriff der Wehrlosigkeit. Die der Staatsgründung Israels folgenden ständigen Konflikte zwischen Israel und mehreren arabischen Nachbarstaaten, die in sechs Kriege mündeten, trugen ein übriges dazu bei, daß ein militärorientiertes Männlichkeitsbild nicht in Zweifel gezogen wurde. Für einen Sabre (Prototyp des in Israel geborenen Juden) ist jedes Zeichen einer Schwachheit existenziell bedrohlich für die Identität.

Die Alltagskultur transportiert diese Elemente. Mythen, Bilder und Rituale perpetuieren die Konstruktion des wehrhaften Mannes. Sprichwörter, Lebensregeln oder - laut Bourdieu - Ethno-Theorien sind nichts anderes als die Deutung der gängigen Praxis und Merkmal des kulturellen Gedächtnisses.⁵

In welcher Form kommen Kinder mit diesen Lebensregeln in Berührung? Ein Beispiel dafür ist die Gestaltung von Feiertagen in Kindergärten und Schulen. Mirta Furmann (1999) zeigt, wie bei Feiertagen Botschaften übermittelt werden, die mit Krieg, Selbstaufopferung und Heldentum verknüpft sind. Jungen werde vermittelt, daß sie Soldaten werden sollten, während Mädchen vermittelt werde, daß sie die Männer unterstützen müßten. In ihrem ethnographischen Material fand sie besonders die Figur des kämpfenden Helden, der als Identifikationsfigur dient. Es handelt sich ausschließlich um maskuline Figuren (1999:149). So die oben erwähnten Bar-Kochba und die Makkabäer. Die Betonung liegt auf Heroismus und Selbstverteidigung, so beispielsweise bei Chanukka. Dabei dient die Kämpferfigur als Basis der Kohäsion, der Kämpfer überbrückt als Identifikationsobjekt Klassen- und Schichtunterschiede und ideologische Ausrichtung. Hervorstechend sind zwei Merkmale, nämlich das Maskuline und das Jüdische. Furmann beobachtete, daß die Kinder bei diesen historischen Geschichten und der Art ihrer Übermittlung eine direkte Verbindung herstellen zur Jetzt-Zeit. Sie verbinden die historischen Helden mit dem eigenen Bruder oder Vater, die an Kriegen teilgenommen haben oder sich im Reservedienst befinden. Manchmal sehen sie sich bereits selber in der Soldatenrolle in Zukunft – und dies wird zum Teil durch Vorgaben gefördert. Als Beispiel soll hier eine Sequenz von

² S.z.B. die Namen für die jüdischen Turnvereine, die auf Initiative Max Nordaus in Deutschland gegründet worden waren und hohe Popularität genossen. Auch heute heißen beispielsweise die jüdischen Weltfestspiele Makkabäerspiele.

³ Der Zionismus reagierte damit auch auf den Antisemitismus des 19. Jahrhunderts, der jüdische Männer als feige und passiv darstellte. Es mangle jüdischen Männern an Virilität, sie seien schwächlich in ihrer physischen Erscheinung, insgesamt *effeminiert*. Es ist kein Zufall, daß auch in der Medizin nervliche Schwächen bei Juden *und* Frauen diagnostiziert wurden. (Vgl. Hödl 1997)

⁴ Auch die Kolonisierung Palästinas war eng mit Maskulinisierung verbunden (vgl. Klein 1998). Selbst die Transformation der Sprache, nämlich die Transformation des als weiblich empfundenen Jiddisch in Hebräisch, gehört zu diesem Maskulinisierungsprozeß. (Ausführl. dazu vgl. Klein 2001)

⁵ Damit sollen nicht die historischen Ereignisse abgestritten werden, die zur Ausprägung von Mythen und Leitbilder führen, sondern es wird nach ihrer Funktion gefragt.



Materialien zum Unabhängigkeitstag dienen, die als Text zum Bearbeiten an Erstklässler vorgelegt wurde:

Wer ist ein Held?

Am Unabhängigkeitstag gingen die Kinder los, um die Parade der israelischen Streitkräfte zu besuchen. Sie standen auf dem Bürgersteig und beobachteten die Bataillone der Soldaten wie sie marschierten und sangen. Am Himmel flogen Flugzeuge und große Panzer zogen langsam vorüber. Ronen sagte: „Wenn ich groß bin werde ich Pilot. Ich fliege sehr hoch. Nur ein Pilot ist ein Held.“ Avner sagte: „Und wenn ich groß bin werde ich Seemann. Ich werde der Kapitän eines riesigen Schiffes sein. Das Schiff beschützt die Küste unseres Landes. Nur ein Seemann ist ein Held.“ Uri sagte: „Und ich werde ein einfacher Soldat sein. Ein einfacher Soldat ist ein held. Er beschützt den Staat Israel Tag und Nacht.“

Wer hat recht?

(Zit. nach Furmann 1999:155/156)

Die Aufgabe der Kinder bestand nun darin, die Auslassungen eines Textes zu ergänzen. „Ronet will ein _____ sein. Avner will ein _____ sein. Uri will ein _____ sein. Ich bin _____ Jahre alt. In weiteren _____ Jahren werde ich Soldat sein“.

Ich gehe davon aus, daß dieser Text aus spätestens den 80er Jahren stammt. Furmann führte ihre Aufzeichnungen zwischen 1982 und 1988 durch. Selbst wenn dieser Text heute so nicht mehr verwendet wird, so sind jedoch die heutigen jungen Soldaten damit sozialisiert worden. Krieg, Militärdienst, Selbstaufopferung und Heroismus beschäftigen die Kindergarten-Kinder in ihren Spielen auch heute und es fragt sich, wie die Erziehenden auf Fragen oder Konflikte reagieren. Das Beispiel zeigt, daß die Eigenidentifikation als Kämpfer nur für Jungen gilt. Der Wehrdienst von Frauen verhindert keineswegs – wie wir sehen –, daß Kämpfer und Verteidiger, also „echte“ Soldaten ausschließlich männlich phantasiert werden.

Militärische Sozialisation beginnt in Israel also nicht erst als Einfluß des Militärs auf Wehrpflichtige oder Berufssoldaten, sondern bereits im Kindergartenalter und im Schulalter. In weiterführenden Schulen werden (unter Aufsicht der Streitkräfte und des Erziehungsministeriums) vorbereitende militärische Trainings durchgeführt. Es finden Treffen mit Repräsentanten verschiedener Militäreinheiten und Besuche zu Militärstützpunkten im Land statt. Viele Teenager absolvieren einen einwöchigen „Pseudo“-Grundkurs, in dem sie lernen, Waffen zu benutzen, und während dessen Dauer sie auch Uniformen tragen. Dieses Angebot wird von den Streitkräften zunehmend ausgebaut, um den Jugendlichen „das Gefühl der Grundausbildung“⁶ zu geben. Fast alle Jugendlichen nehmen außerdem an dem sogenannten „Yom Hakheilot“ teil, dem Korpstag, an dem Mädchen und Jungen für den Militärdienst vorbereitet werden. Dieses eintägige Seminar, das in Kooperation mit den weiterführenden Schulen stattfindet, wird von nahezu allen Zwölftklässlern besucht. Junge Frauen und junge Männer werden getrennt. Das Programm für die Schüler sieht ausschließlich kampfbezogene Elemente vor. In Filmen, die durchaus als Actionfilme bezeichnet werden können, wird ihnen das „aufregende“ Leben der Soldaten vermittelt. Ein Vortrag über die Bedeutung körperlicher Vorbereitung auf den Militärdienst wird den männlichen Teilnehmern gehalten, nicht jedoch den jungen Frauen. Die Programmpunkte für letztere legen höheres Gewicht auf emotionale Komponenten. So werden beispielsweise emotionale Probleme bei der Trennung von den Eltern angesprochen und auch psychologische Elemente ihres Wehrdienstes.

⁶ So in der Homepage der Zahal im Internet (<http://www.idf.il>).



Der Korpstag ist nur ein Beispiel zahlreicher Vorbereitungsaktivitäten für Jugendliche. In den achtziger Jahren begannen die Streitkräfte zusammen mit dem Erziehungsministerium mit der Entwicklung eines Vorbereitungsprogramms, das sich an Eltern und Jugendliche richtet und das inzwischen als Curriculumsvorschlag für die Schulen vorliegt (Pakal Gius 1998). In diesem Curriculumsvorschlag zielen die Aktivitäten, die sich an Jungen richten, deutlich auf eine Kämpferrolle ab. So sollen sie am Korpstag (er heißt in dem Programm „Ein Soldat für einen Tag“) in Gesprächen und Filmen den militärischen Dienst von Kämpfern kennenlernen (ebd.: 9f.). In einer einwöchigen Einführungswoche auf einem militärischen Stützpunkt wird für Jungen das Gewicht auf Kämpferrolle gelegt (ebd.: 7f.), und mehrere Vorträge von Repräsentanten der israelischen Streitkräfte sollen die Kampfeinheiten für männliche Jugendliche vorstellen (ebd.: 11f.). In einem Programm zur Steigerung der persönlichen Fitness sollen Jungen auf physische Anforderungen in Feld- und Kampfeinheiten vorbereitet werden (ebd.: 23f.). Ein Vorbild für Mädchen gibt es nicht: außer bei geschlechtergetrennten Aktivitäten, bei denen explizit eine Offizierin mit den Mädchen arbeiten soll, sind alle sonstigen „Identifikationsfiguren“, die Vorträge halten und über ihre Erfahrungen berichten sollen, männlich und in Kampffunktionen. Die Rolle der Soldatinnen in der Armee bleibt blaß.

2 Militärdienst als Initiation zur Männlichkeit

Die Wehrpflicht liegt im allgemeinen in einem Alter, in der normalerweise eine Individualisierung stattfindet. Der Militärdienst unterdrückt jedoch Möglichkeiten des Experimentierens in neuen Zusammenhängen und wirkt in dieser Hinsicht reifungshemmend (vgl. Treiber 1973; Liliensiek 1979). Gewisse Merkmale der Sozialisation in den Streitkräften verschiedener Gesellschaften erinnern an den Ablauf eines Übergangsritus: die häufig zu Beginn vorgenommene totale Absperrung von außen und Trennung von der Herkunftsfamilie, die Einübung bestimmter Verhaltensweisen und Grundfertigkeiten und schließlich, häufig begleitet von öffentlichen Ritualen, die Belohnungen in Form von Emblemen und Auszeichnungen.⁷ Die Rekruten befinden sich in einer Altersphase, in der sie in ihrer geschlechtlichen Identität verunsichert sind.

In westlichen Gesellschaften betreibt das Militär als Institution eine männliche Sozialisation, da die Wehrpflichtigen immer und die Freiwilligen fast ausschließlich Männer sind. Der Wehrdienst trennt Männer von Frauen und bindet sie an andere Männer (vgl. Morgan 1994: 166). Mario Erdheim (1982) bezeichnet das Militär als „Illusions-Maschine spezifischer Art, die im wesentlichen das Konstrukt der Männlichkeit produziert“(1982: 63).⁸ Vielleicht bereits begonnene Auseinandersetzungen mit herkömmlichen Geschlechterrollen werden durch den Zeitpunkt und die Mechanismen des Wehrdienstes eher verhindert. Für männliche Jugendliche

⁷ Vor allem die Ausbildung zum Fallschirmspringer ist verschiedentlich als Statuspassage beschrieben worden (vgl. Cockerham 1973; Aran 1974), die mit einer regelrechten Mystifizierung einhergehe.

⁸ Wie weit eine Geschlechtersymbolik Krieg und militärisches Denken sowie Phantasien generell durchzieht



bedeutet das Militär den Rückzug in einen Männerbund: „Hier sind eine Menge von Verhaltensweisen, Problemstellungen und Situationen stereotypisiert, ritualisiert: Sowohl Nimbus und Ritualisierung des Waffendienstes als auch die des Zusammenlebens, der Freizeit(nicht)gestaltung.“ (Böhnisch 1993: 96)

Im Militär wird ein Männlichkeitsbild konstruiert, dessen Schlüsselsymbol der Kämpfer ist (vgl. Morgan 1994). Erreicht werden sollen Mut, Entschlossenheit, physische Fitness, Angriffslust, Kampfgeist. Neben disziplinierenden Maßnahmen werden psychologische Kontrollen eingesetzt, um als männlich erachtete Verhaltensweisen zu erreichen. Besonders lange Märsche sollen die Rekruten unter Streßbedingungen setzen. Der männliche Körper steht in dem größten Teil der Übungen und der Disziplinierungen im Mittelpunkt (Morgan 1994).

Die militärische Sozialisation – zumindest in westlichen Staaten - verstärkt jene Elemente eines Männlichkeitsverständnisses, die auf einer (in unserer Kultur und Gesellschaft praktizierten) Abwertung des Weiblichen beruhen. Frauen werden vor allem als Objekte gesehen: Teile der Ausrüstung und ganze Waffensysteme werden mit weiblichen Namen versehen, Frauen erscheinen vorwiegend in Zusammenhang mit sexuellen Phantasien. Männlichkeit wird mit Gewalt und mit sexueller Dominanz verbunden. Offenbar besteht in der (meist) ausschließlich männlichen Gemeinschaft das starke Verlangen, keine „Unklarheit“ über die männliche (heterosexuelle) Geschlechtsidentität aufkommen zu lassen (vgl. Arkin und Dobrofsky 1978: 162). Militärische Zurichtung männlicher Soldaten arbeitet systematisch mit der „Verweiblichungsangst“. Die Verweiblichungsangst führt zu der Tendenz, Frauen als *schwache Objekte* zu phantasieren. Deshalb finden sich auch in der soldatischen Sprachstruktur frauenverachtende und frauenfeindliche Ausdrücke. „Klassische“ Beschimpfungen, die als Erniedrigung gemeint sind, sind im amerikanischen Sprachkreis „Pussy“ oder „Faggot“ (Slangausdruck für Homosexuelle). Astrid Albrecht-Heide führt eine Reihe von Beispielen aus der Bundeswehr an: Frauen, die sich mit Soldaten einlassen, werden als „Matratze“ bezeichnet (daraus leiten sich je nach Kontext „Armeematratze“, „Kompaniematratze“, „Unterlage“ ab); Frauen werden als „MG“ (für „mausbares Gerät“), als „Gemeinschaftsempfänger“, als „jagdbares Wild“ bezeichnet, um nur einige Ausdrücke zu nennen (1996: 46).

Robert Connell weist darauf hin, daß es mehrere Konstruktionen von Männlichkeit gibt, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, gleichwohl als Gegenstück zur untergeordneten Weiblichkeit, stehen. Dabei kann die „hegemoniale Männlichkeit“ (1995) als idealisiertes Bild im Verhältnis zu untergeordneten und „marginalisierten“ Männlichkeitsbildern verstanden werden. In einer Studie über Offiziere in verschiedenen Bereichen der US-Navy zeigt Frank Barrett, daß die Männer enorme Energien in Männlichkeitsdiskurse investieren, um subjektive Unsicherheiten zu bewältigen, die aus unterschiedlichen hierarchischen Positionen der Männer untereinander und aus der Anwesenheit von Soldatinnen in einigen Positionen resultieren. Die Diskurse drehen sich um Risikobereitschaft, Disziplin, Technologie, Degradierungen, Ertragen von Härten, Abwesenheit von Gefühlen, Zähigkeit und Durchhaltevermögen angesichts hoher



physischer Anforderungen (1996: 140). Je nach Arbeitsbereich unterscheiden sich die Definitionen von Männlichkeit. In der Luftfahrt werden Männer als „Elite“ im Vergleich zu „gewöhnlichen“ Kriegsführungs- und Versorgungsoffizieren betrachtet, da sie verbunden mit dem hochtechnisierten Fliegen Autonomie, Nervenkitzel und Ruhm vorweisen können. Die Kriegsführungsoffiziere begreifen ihre Tätigkeiten als männlich, da sie härtere Bedingungen und stärkeren Wettkampf als andere Offiziere hinnehmen müssen. Die Versorgungsoffiziere grenzen sich von anderen als technische Spezialisten ab, denen eine erfolgreiche Geschäftskarriere bevorsteht. Alle Definitionen beziehen sich, so Barrett, auf ein einziges Gegenstück: Weiblichkeit. In den Augen der männlichen Offiziere sind Frauen emotional labil, weniger fähig, physische Herausforderungen zu ertragen, und nicht in der Lage, harte Lebensbedingungen auf einem Schiff in Kauf zu nehmen. Das heißt, Mann-Sein ist per definitionem Nicht-Frau-Sein.

3 Wehrdienst und Männlichkeitskonstruktion in Israel

Das oben Gesagte trifft für alle westlichen Gesellschaften zu, in denen Frauen entweder völlig aus den Streitkräften ausgeschlossen waren oder eine Minderheit darstellen. Interessant ist nun, daß auch in Israel - obgleich auch (jüdische) Frauen der Wehrpflicht unterliegen -, der Wehrdienst eine rite-de-passage zur *Männlichkeit* darstellt. Zum einen liegt das an der – oben dargestellten - unterschiedlichen gesellschaftlichen Erwartung (von einem jungen Mann wird, außer wenn er religiös ist, auf jeden Fall erwartet, daß er den Wehrdienst ableisten will) und den entsprechenden gesetzlichen Regelungen, zum anderen an der Art und den spezifischen Bedingungen des Militärdienstes. Es wird bei Soldatinnen vorausgesetzt, daß sie sich vor allem für erzieherische und sorgende Aufgaben eignen. Auch wenn heute die klischeehaften Bilder sicherlich nicht mehr so zutreffend sind, so sind Soldatinnen dennoch bei Bürotätigkeiten und personenbezogenen Aufgaben überproportional präsent. Tätigkeiten, die vorwiegend den als weiblich erachteten Tätigkeiten im Zivilleben entsprechen (vgl. Klein 2001).

Der Wehrdienst der Frauen hat aus Sicht der Streitkräfte offenbar eine nicht so große Bedeutung. Nach Stuart A. Cohen (1997) vollenden nur 15 Prozent der weiblichen Militärdienstleistenden die gesetzliche Wehrdienstzeit (die anderen werden vorzeitig „entlassen“), während 80 Prozent der männlichen Rekruten ihren (längeren) Wehrdienst vollständig ableisten.

Natürlich wirkt sich auch auf Frauen der Militärdienst physisch aus und bezieht den *Körper* mit ein. Dies geschieht jedoch in einer anderen Art und Weise als dies bei männlichen Soldaten der Fall ist. Auffallend ist, daß in Zeitungsartikeln über Soldatinnen weibliche Attribute fast immer erwähnt werden. So heißt es in einem Artikel über die Kurse zur Ausbildung als Instrukteurin: „Roni, die gefärbtes blondes Haar in einem strengen militärischen Bürstenschnitt zur Schau



trägt“.⁹ In einem anderen heißt es: „Anat, eine Kanonenausbilderin, die offensichtlich Staubresistentes Make-up verwendet“.¹⁰ In Abbildungen erscheinen Soldatinnen freundlich, gepflegt und selten in Bewegung. Häufig wird mit dem Kontrast zwischen Soldatin-Sein und Frau-Sein gespielt: Es gibt zahlreiche Bilder, die mit „Soldatin ohne Uniform“ betitelt sind und die Frauen beispielsweise im Bikini am Strand zeigen.

Das Bild des Helden

Oben wurde bereits der historische Hintergrund für die Ausprägung eines Männlichkeitsideals in Israel dargestellt, das durch Kraft, Stärke, Wehrhaftigkeit und Kampfbereitschaft gekennzeichnet ist. Der „Mythos des Helden“ (vgl. Lieblich 1978; Gal 1986) besitzt einen zentralen Stellenwert. Er transportiert „Ansprüche an eine übermenschliche Fähigkeit, alle möglichen Probleme zu lösen“ (Lieblich 1989: 187) und fordert herausragende altruistische Handlungen für das (vermeintliche) Wohlergehen des Landes ein. In der israelischen Gesellschaft, in der die Teilnahme am Militärdienst für männliche Israelis ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Kollektiv ausdrückt, entscheidet die Funktion der militärischen Einheit indirekt über das Ausmaß „der eigenen Verpflichtung“ (Aronoff 1993: 53) gegenüber der Gesellschaft. Der Status im militärischen Leben wird in vielen Fällen, und früher sicherlich stärker als heute, ins zivile Leben hineingetragen.

Der Kämpfersoldat ist daher für viele Soldaten das männliche Idealbild, weil er die höchste Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft ausdrückt. Auch die Soldaten, die nicht direkt in Kampfeinheiten sind, definieren sich über ihre Nähe zur Kämpferrolle. In einem Zeitungsbericht über eine mehrtägige Übung des Ingenieurskorps, das dafür zuständig ist, im Kriegsfall das Schlachtfeld durch beispielsweise Brücken oder Straßenbefestigungen für die Infanterie „zugänglich“ zu machen, wird mehrfach betont, daß dieses Korps „eigentlich“ eine Kampfeinheit sei.¹¹ „Das ist wirklicher Kampf“, sagt einer der Soldaten, „wir machen alles, was die Infanterie tut, bloß mehr“. Die Soldaten verwenden einen Aufkleber mit der Aufschrift „Kampf-Ingenieure“.

Eine Untersuchung über die Zufriedenheit in verschiedenen militärischen Positionen ergab, daß die Soldaten in Kampftruppen sich häufiger als zufrieden äußerten als Soldaten in Büro-, Hilfs- und technischen Positionen (Carmeli 1994: 39). Das Prestige der Position spielt hier eine große Rolle.

„Heldhaft“ sein heißt vor allem eine Kontrolle über eigene Angstgefühle auszuüben. Das Bekenntnis „ich habe Angst“ sei ein „Eingeständnis, das alle israelischen Soldaten während ihrer Ausbildung zu leugnen gelernt haben“, schreibt Yaron Ezrachi (1998: 138). So stehen in der Stathierarchie der Streitkräfte solche Positionen weit oben, die gleichzeitig eine maximale

⁹ Jerusalem Post v. 9.5.1997 („Into the minefields“).

¹⁰ Jerusalem Post v. 4.10.1991 („Combat ready“).

¹¹ Vgl. Fn. 11.



Selbstkontrolle über Angstgefühle erfordern. Sie sind zugleich nicht selten sexualisiert. Eine solche ist der Fallschirmspringer. Ein pensionierter Fallschirmspringer berichtet:

„Die Angst des Fallschirmspringens ist meiner Ansicht nach die Essenz des Angstgefühls schlechthin. Es liegt eine hohe Anziehung darin, das Gefühl zu unterdrücken und Kontrolle über den Geist in dir auszuüben. Als ich bereits in der Luft war und alles gut lief, hatte ich ein Gefühl ähnlich einer Katharsis und einem Orgasmus, beides zusammen.“¹²

Es ist wesentliches Element eines „guten“ Soldaten, die eigene Angst kontrollieren und beherrschen zu können.¹³ Die Angst wird als ein „Geist“ empfunden, der Besitz nimmt und den es gilt, in seine Schranken zu weisen. Interessant ist an dieser Stelle das Verb „lehitgaber“ im Hebräischen. Es steht für „überkommen“, „überwinden“ und basiert auf der gleichen Wurzel wie „gever“, der Mann. Aus der Wurzel „gever“ leitet sich der Ausdruck „gibor“, der „Held“, ab.

Auch für junge Frauen ist das männliche Idealbild meistens der Held, der sich den Gefahren stellt und seine Gesundheit und im Extremfall sein Leben riskiert. Bei einem Vergleich des Images von Kampfsoldaten zu anderen Gruppen der Streitkräfte zeigte sich, daß ein positives Image ersterer von 84 Prozent der weiblichen Einberufenen geäußert wird gegenüber 80 Prozent der männlichen Einberufenen (Carmeli 1994: 40).

Um die Bereitschaft junger Männer aufrecht zu erhalten, daß sie ihr Leben riskieren und freiwillig jene militärischen Rollen übernehmen, die sie der Gefahr für ihr Leben und ihre Gesundheit aussetzen, muß das politische und militärische Establishment dieses Opfer deutlich würdigen. Selbst dann kann es nicht immer verhindern, daß die Motivation sinkt.

Ein Rückgang der Motivation bestimmter Bevölkerungssegmente und der Rückgang geeigneter Bewerber für Kampftruppen ist aber unübersehbar und sorgt für Kontroversen in der Öffentlichkeit Israels. Im Vergleich zu einer Dekade zuvor soll die Zahl der Rekruten, die als physisch fit für Kampfpositionen eingestuft werden, heute 12 Prozent geringer sein. (Vgl. Cohen 1997) In der gleichen Zeitspanne hat sich der Anteil neuer Rekruten, bei denen psychologische Probleme als hinderlich für ihren Militärdienst festgestellt werden, verdreifacht und beträgt heute 10 Prozent (ebd.). Von den eingezogenen männlichen Rekruten werden im Laufe des Militärdienstes bei einem Drittel physische oder psychologische Einschränkungen festgestellt; ein Fünftel der männlichen Rekruten vollendet aus diesen Gründen nicht die gesamte Zeit des Militärdienstes (ebd.). Eine Erosion des Heldenmythos scheint sich in bestimmten Bevölkerungsgruppen abzuzeichnen und zwar bei denjenigen, die in Israel geboren sind,

¹² Ha'aretz vom 20.1.1995 („For what are they jumping“).

¹³ Nach meiner Übersicht des Materials unterscheiden sich das US-amerikanische und das israelische Militärtraining darin, daß ersteres gezielt mit der Provokation und regelrechten Kultivierung aggressiver Impulse arbeitet, während im israelischen Militär die Priorität in der Unterdrückung von Angstgefühlen liegt. Die emotionale Kontrolle zielt in eine andere Richtung. Auch die im US-amerikanischen Training übliche Sexualisierung aggressiver Impulse (Parolen wie „fuck the enemy“ oder die Bezeichnung von Gewehren als Freundin) ist im



während von einer Steigerung der Motivation bei den Immigranten, besonders den russischen Immigranten, berichtet wird (ebd.) Diese schneiden auch bei den meisten Evaluationstests besser ab als die im Land Geborenen. In physischer Hinsicht sind 89 Prozent der Immigranten (bzw. der entsprechenden Altersgruppe unter ihnen, die als männliche Rekruten in Frage kommt) für Kampfpositionen qualifiziert (gegenüber heute 65 Prozent der im Land Geborenen). Andererseits mangelt es bei ihnen an Hebräisch-Sprachkenntnissen, und fast ein Viertel von ihnen sind die einzigen männlichen Nachkommen der Familie, so daß sie – wie es in Israel üblich ist – nicht gegen den Willen der Eltern zu Kampfpositionen rekrutiert werden können. (Vgl. Cohen 1997) Wie wichtig ihnen im Hinblick auf Integration in die israelische Gesellschaft gleichwohl der Militärdienst ist, zeigt das Schicksal eines Soldaten, der durch „friendly fire“ im Libanon getötet wurde. Um in eine Kampfeinheit zu kommen, hatte er die Information unterschlagen, daß sein Bruder nicht in Israel lebt und seinen Eltern nichts über seinen Einsatz im Libanon gesagt.¹⁴ Während seines Kondolenzbesuches bei den Eltern sagte Ex-Präsident Weizman zu der Presse: „Valery (*der Getötete, d. A.*) war etwas Besonderes: ein neuer Immigrant ohne jedes Problem mit Motivation. Er meldete sich freiwillig für eine Eliteeinheit ... Ich wünschte, andere israelische Jugendliche würden dem Beispiel der Jungs aus seiner Einheit folgen.“ Anschließend besuchte Weizman einen Soldaten der gleichen Einheit im Krankenhaus, der kurz zuvor zweimal wegen seiner schweren Verletzungen operiert worden war. Dieser Soldat sagte: „Ich plane, hier in ein paar Tagen wieder weg zu sein und zurück zu meiner Einheit zu gehen, um weiterzukämpfen.“

Körperpraktiken

Aus Untersuchungen mit Kindern ist bekannt, daß Jungen schon früh dazu angehalten werden, ängstliche Gefühle in Bewegung und Aktivität umzuwandeln (vgl. Schmauch 1987). Das gleiche Muster wird im Militär eingeübt und findet sich in vielen Beschreibungen. Wer die bildlichen Darstellungen von Soldaten und Soldatinnen in Publikationen der Streitkräfte und auch israelischen Zeitungen verfolgt, wird einen wesentlichen Unterschied in der Darstellung beider Geschlechter ausmachen: Männer robben durchs Gelände, sie rennen, sie schauen ernst und blicken in die Ferne, ihre Kleidung ist verdreckt, sie schwitzen (vgl. Abb.). Frauen dagegen lächeln, manchmal winken sie, sie setzen oder stellen sich in Positur, sie sehen adrett aus, sind manchmal sogar geschminkt. In Bewegung sind sie selten, ihr Körper erscheint passiv (vgl. Abb.).

israelischen Training wesentlich schwächer ausgeprägt. Gleichwohl gilt es auch hier, Gefühle, die als weiblich gelten, zu unterdrücken.

¹⁴ Jerusalem Post v. 28.8.1996 („Weizman pays condolence call on slain soldier’s family“). Die Lebenssituation vieler Immigrantenfamilien offenbart sich durch den Hinweis, daß die Eltern mit dem Präsidenten Ezer Weizman bei dessen Kondolenzbesuch kaum sprechen konnten, da sie nicht genügend Hebräischkenntnisse hatten. Sie waren mit ihrem Sohn zusammen fünf Jahre zuvor nach Israel gekommen. Die Initiative zur Übersiedlung ging von ihrem Sohn aus. Die Eltern, die beide in der ehemaligen Sowjetunion Ingenieursberufe hatten, arbeiten in Israel in einer Möbelfabrik (der Vater) und einer Textilfabrik (die Mutter).



Es ist zuvor bereits gesagt worden, daß ein wesentliches Element der Beherrschung einer Kampfsituation die Gefühlskontrolle darstellt. Die Gefühlskontrolle drückt sich in kompletter Körperbeherrschung aus, die das Ziel militärischen Trainings ist. So zeigt Eyal Ben-Ari (1997), daß der häufig gebrauchte Ausdruck „Kor ruach“ (Gefühlskälte) zwar ein emotionaler Zustand ist, aber zugleich eine körperliche Konnotation besitzt und in Atem- und Stimmkontrolle während des Sprechens besteht, in der Fähigkeit, Befehle „glatt“ zu geben, klar zu denken, schnell zu reagieren und die eigenen Gliedmaßen oder den Gesichtsausdruck zu kontrollieren. Die Gefühlskontrolle manifestiert sich körperlich. Elemente der militärischen Ausbildung können so als Einübung einer Gefühls- und Körperkontrolle verstanden werden. Ein Beispiel dafür ist der Gang, der in einer bestimmten Art ausgeführt werden muß:

„Du bewunderst die Verrichtung deines Truppenführers – er geht, während du rennst und trotzdem kannst du nicht mal mithalten. Langsam entdeckst du, daß er weiß, wie man geht und du lernst das auch. Leute entwickeln ihre Gangart. Nach vierzehn Monaten gemeinsamen Trainings war ich in der Lage, meine Kameraden aus der Entfernung am Gang zu erkennen.“ (Lieblich 1989: 5)

Kameradschaft

Die Kameradschaft zwischen den Soldaten ist legendäres Element im israelischen militärischen Ethos. Das Militär ist, wie auch der Kibbuz, durch seine Entstehung als Teil der zionistischen Bewegung *die* Institution in Israel, die noch von dem frühen Ethos der Gemeinschaft geprägt ist, auch wenn dieser sicherlich heute zugunsten einer stärkeren Individualisierung zurückgeht. Die Streitkräfte haben sich historisch immer als *mehr* als eine militärische Einheit verstanden, eher als eine Kameradschaft von Kämpfern.

Die Anzahl der Kriege, die die israelische Gesellschaft in den fünfzig Jahren des Staates erlebt hat, trug zu diesem Selbstverständnis bei. Berichte über die Kriege sind mit Geschichten verbunden, die die Bereitschaft der Soldaten bekunden, verwundete und selbst getötete Kameraden unter Einsatz ihres Lebens zu bergen, damit sie dem Feind nicht in die Hände fallen. Besonders vom Jom-Kippur Krieg sind viele solcher Geschichten überliefert. Laut Reuven Gal ist es das Kameradschaftsgefühl, das zusammen mit einer effektiven Führung die Kampfbereitschaft der israelischen Armee garantiert (vgl. Gal 1986). So stellt eine Studie über verschiedene Infanteristen entlang einer Frontlinie in den Golanhöhen, die in Kampfaktionen verwickelt waren, fest, daß die Qualität des Kampfverhaltens eines Soldaten am stärksten ableitbar ist aus einer Variable: die Unterstützung, die der Soldat anderen zukommen läßt (vgl. Shirom 1976).

Drei Ausdrücke werden für den Zusammenhalt unter israelischen Soldaten üblicherweise gebraucht: „ahavat lochamim“ (die Liebe der Soldaten), „re’ut“ (tiefe Freundschaft) und „gibush“ (wörtlich übersetzt „Kristallisierung“). Der hebräische Begriff „gibush“ umfaßt ein



ganzes Konzept kollektiver Zugehörigkeit und hat einen besonderen Stellenwert in der israelischen Alltagskultur. Tamar Katriel bezeichnet „gibush“ als „kulturelles Schlüsselsymbol“ (1991: 11). Der Begriff hat im israelischen Diskurs eine herausragende Bedeutung und wird von Einheimischen als emotional geladener Ausdruck verwendet. Er transportiert die besondere Betonung der Gemeinschaft in der israelischen Kultur und die Vorherrschaft des Kollektiven als Element des Staatsgründungsethos.

„Gibush“ drückt die Bereitschaft des Einzelnen aus, sich für die Einheit verantwortlich zu fühlen. „Gibush“ bezieht sich aber auch auf das militärische Verhalten der Einheit. Gibush wird im Militär ein Kriterium für Erfolg und Effektivität.

Der Unterschied zu dem sogenannten „Buddy-system“ in US-amerikanischen Armeen liegt darin, daß „Gibush“ sich nicht auf zwei Soldaten, also auf eine Dyade bezieht, sondern auf die Einheit. Diese Form der Kameradschaft spielt bei den Kampf-Einheiten eine besonders große Rolle. Es gibt Sticker mit dem Satz „kravi hachi achi“ („Kampf ist am stärksten brüderlich“). Es ist eine ausschließlich männliche Gruppe, um die es bei dieser Vorstellung geht. Bei den Diskussionen in anderen Ländern um Einbeziehung der Frauen ins Militär wird dementsprechend häufig die Befürchtung geäußert, daß im Falle ihrer Anwesenheit dieses Zusammengehörigkeitsgefühl nicht mehr gewährleistet sei.

In diesem Kontext werden dann auch Gefühlsäußerungen von Männern legitim. Umarmungen und andere Berührungen finden untereinander statt und werden auch in Zeitungen abgebildet. Vor allem bei den Soldaten mit Kriegserfahrungen finden sich häufig Hinweise darauf, daß eine Entfremdung von Frauen eintritt, während die Kameradschaft zwischen Männern bedeutender wird. Vielleicht ist es die Entfremdung von den Zivilisten bzw. Zivilistinnen. Da im israelischen Kontext jedoch nahezu alle (jüdischen) Männer „wissen, wovon die Rede ist“, bezieht sich die Entfremdung hier auf Frauen. Der Soldat Alon berichtet von einem Urlaub während des Libanonkrieges:

„Meine Freundin wollte mir helfen. Sie kam mit mir zu meinen Eltern und begleitete mich überall hin. Ich konnte nicht einmal mehr Liebe mit ihr machen, obwohl ich in Beirut die ganze Zeit davon geträumt hatte. Nur die Soldaten aus meiner Gruppe, die die gleichen Erlebnisse teilten, konnten einander unterstützen. Ich spürte, daß nur sie verstanden.“ (Lieblich 1989: 23)

Es ist zu vermuten, daß die psychologische Funktion dieser Kameradschaft darin besteht, auf legitimierte Möglichkeiten zum Ausdruck von Emotionen unter den Bedingungen einer ständigen Anpassung und hoher Anforderungen zurückgreifen zu können.

4 Schluß

Die soziale Ordnung der Geschlechter wird bereits in der frühen Kindheit im Selbstbild und Weltbild ausgeprägt und als Grammatik der Haltungen, Gesten und Gefühle angeeignet. Die



geschlechtliche Identität ist mit „Dispositionen, die mit einer bestimmten gesellschaftlichen Definition der sozialen Funktion von Mann und Frau zusammenhängen“ (Bourdieu 1987: 144f) verbunden.

Im Vergleich zu westlichen Gesellschaften ist festzustellen, daß in letzteren die traditionelle Betonung von Männlichkeit nicht mehr das einzige Männlichkeitsbild ist. Initiationen zu Männlichkeit sind nicht mehr scharf geschnitten, eine Pluralisierung von Männlichkeitsvorstellungen hat stattgefunden.

In Israel wird durch allgegenwärtigen Konflikt eine bestimmte Form der Männlichkeit für die jüdische Bevölkerung perpetuiert. Militär, Verteidigungsbereitschaft, Wehrhaftigkeit sind dominante Elemente eines Männlichkeitsbildes, die nicht nur für eine spezielle Lebensphase gültig sind, sondern sich auf Kindheit, Adoleszenz und Erwachsenenalter beziehen.

Änderungen deuten sich jedoch bereits an. Es ist ein Rückgang der Motivation zum Wehrdienst, aber auch zum Reservedienst festzustellen, und es hat sich bereits eine Gruppe gebildet, die für Möglichkeiten zur Verweigerung eintritt. Diese Entwicklung ist auf dem Hintergrund des damals begonnenen Friedensprozesses zu sehen und es ist zu hoffen, daß die aktuelle politische Situation dem Militärdiskurs in der israelischen Gesellschaft nicht auf lange Sicht Auftrieb gibt.

Literaturverzeichnis

- Albrecht-Heide, Astrid (1996): Frauen und Bundeswehr. Referat für die Bundesarbeitsgemeinschaft für Friedens- und internationale Politik von Bündnis 90/Die Grünen, in: *Andere Zeiten* 4, S. 43–47.
- Aran, Gideon (1974): Parachuting, in: *American Journal of Sociology* 80, 1, 124–152.
- Arkin, William/Lynne R. Dobrofsky (1978): Military Socialisation and Masculinity, in: *Journal of Social Issues* 34, 1, 151–68.
- Aronoff, Myron J. (1993): The Origins of Israeli Political Culture, in: Ehud Sprinzak/Larry Diamond (Hrsg.): *Israeli Democracy Under Stress*. Boulder, Colo. [u.a.], 47–64.
- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann/ Tonio Hölscher (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a.M., 9–19.
- Barrett, Frank J. (1996): The Organizational Construction of Hegemonic Masculinity: The Case of the US Navy, in: *Gender, Work and Organization* 3, 3, 129–142.
- Ben-Ari, Eyal (1997). *Combat, Emotions and the Enemy: Metaphors of Soldiering in a Unit of Israeli Infantry Reserves*. Manuskript.
- Biale, David (1994). Modern Jewish Ideologies and the Historiography of Jewish Politics, in: Jonathan Frankel (Hg.): *Reshaping the Past: Jewish History and the Historians*. Studies in Contemporary Jewry. 10. New York [u.a.], 3–17.
- Carmeli, Avraham (1994): Attitudes of Israeli Inductees toward Military Service, in: Daniella Ashkenazy (Hg.): *The Military in the Service of Society and Democracy. The Challenge of the Dual-Role Military*. Contributions in Military Studies 153. Westport, Conn. [u.a.], 37–40.
- Cockerham, William (1973): Selective Socialisation: Airborne Training as Status Passage, in: *Journal of Political and Military Sociology* 1, 215–229.
- Cohen, Stuart A. (1997): Towards a New Portrait of the (New) Israeli Soldier, in: *Israel Affairs* 3, 3/4, 77–114.
- Connell, Robert W. (1995): *Masculinities*. Cambridge:..
- Erdheim, Mario (1982): ‚Heiße‘ Gesellschaften – ‚kaltes‘ Militär, in: *Kursbuch* 67 (März 1982), 59–70.
- Ezrachi, Yaron (1998): *Gewalt und Gewissen. Israels langer Weg in die Moderne*. Berlin.



- Furmann, Mirta (1999): *Army and War: Collective Narratives of Early Childhood in Cotemporary Israel*, in: Lomsky-Feder, Edna/Eyal Ben-Ari (Hrsg.): *The Military and Militarism in Israeli Society*, Albany, N.Y..
- Gal, Reuven (1986): *A Portrait of the Israeli Soldier*. New York [u.a.].
- Halbwachs, Maurice (1992): *On Collective Memory*. Maurice Halbwachs. Mit einer Einführung von Lewis A. Coser. Chicago [u.a.].
- Hödl, Klaus (1997): *Die Pathologisierung des jüdischen Körpers*. Wien.
- Katriel, Tamar (1991): *Communal Webs. Communication and Culture in Contemporary Israel*. New York.
- Katz, Pearl (1990): *Emotional Metaphors, Socialisation, and Roles of Drill Sergeants*, in: *Ethos* 18, 4 (December 1990), 457–480.
- Klein, Uta (1997): *Nationale, ethnische und religiöse Konfliktachsen in der israelischen Gesellschaft*, in: Armin Nassehi (Hg.): *Nation, Ethnie, Minderheit. Beiträge zur Aktualität ethnischer Konflikte*. Köln [u.a.].
- Klein, Uta (1998): *Das zionistische Projekt und die Geschlechterfrage*, in: *Inamo. Berichte und Analysen zu Politik und Gesellschaft des Nahen und Mittleren Osten*. Heft 13, 17-21.
- Klein, Uta (1999): *‘Our Best Boys’ – The Gendered Nature of Civil-Military Relations in Israel*, in: *Men and Masculinities* 2 (1), July 1999, 47–65.
- Klein, Uta (2001): *Militär und Geschlecht in Israel*. Frankfurt a.M..
- Lieblich, Amia, und Meir Perlow (1988): *Transition to Adulthood during Military Service*, in: *The Jerusalem Quarterly* 47, 40–76.
- Lieblich, Amia (1978): *Tin Soldiers on Jerusalem Beach. An Israeli Psychologist's Account of the Inner Lives of her Compatriots*. New York.
- Lieblich, Amia (1989). *Transition to Adulthood During Military Service: The Israeli Case*. Albany, N.Y..
- Liliensiek, Peter (1979): *Bedingungen und Dimensionen militärischer Sozialisation. Ein Beitrag zur Bundeswehrsoziologie*. Frankfurt a.M..
- Mazali, Rela (1993): *Soldiers Born – Military Service as Initiation Rite in Israel*. Vortrag anl. der Konferenz *Children – War and Persecution*, Hamburg, September 1993.
- Morgan, David J. (1994): *Theater of War. Combat, the Military, and Masculinities*, in: Harry Brod/Michael Kaufman (Hrsg): *Theorizing Masculinities*. New York [u.a.], 165–181.
- Moskos, Charles C./James Burk (1994): *The Postmodern Military*, in: James Burk (Hg.): *The Military in New Times. Adapting Armed Forces to a Turbulent World*. Boulder, Colo. [u.a.].
- Pakal Gius. *Tachnit ha'chana leZahal [Vorbereitungsplan für Zahal]* (1998): *Center of Chief Education and Youth Officer Headquarter Zahals*. Hg. Ministry of Defense, Jerusalem.: [Hebr.]
- Schmauch, Ulrike (1987). *Anatomie und Schicksal. Zur Psychoanalyse der frühen Geschlechtersozialisation*. Frankfurt a.M..
- Shirom, A. (1976): *On Some Correlates of Combat Performance*, in: *Administrative Combat Quarterly* 21, 419–432.
- Treiber, Hubert (1973). *Wie man Soldaten macht. Sozialisation in 'kasernierter Vergesellschaftung'*. Düsseldorf.
- Zerubavel, Yael (1995): *Recovered Roots. Collective Memory and the Making of the Israeli National Tradition*. Chicago [u.a.].